

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 24 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.



Dritter Jahrgang.

No. 3.

Donnerstag am 14. Juli.

1853.

Ein Gastspiel.

Novelle

von

Edwig Hentich.

(Schluß.)

Der Frühling erschien mit neuen Hoffnungsblüten und brachte ihr den heiß ersehnten Ruf für mehrere Gastdarstellungen nach der Residenz; — sie folgte freudig. — Ihre erste Gastrolle sollte Ophelia sein. — Schon während der Proben entwickelte sie ein Feuer, eine Lebendigkeit, und bei der erschütternden Wahnsinnszene eine Wahrheit des Spiels, welche selbst den gemessenen Hofintendanten zu den enthusiastischsten Ausdrücken der Bewunderung hinriß. — Julie allein hörte dieselben nicht; — ihre Seele war nur von einem Bilde erfüllt, das zündende Feuer, die bewunderte Wahrheit ihres Spiels nur ein schwacher Abglanz des eignen erregten Gemüthes. — Sie hatte dem Geliebten geschrieben, Worte der Sehnsucht und Liebe. Ob er dem Rufe folgen werde? Dies war die Frage, welche Tag und Nacht durch ihre Seele zitterte. Er kam, er lag ihr zu Füßen, — und alle Zweifel,

alle Sehnsucht und Qualen langer Wunde waren in der Wonne dieses einen seligen Augenblickes vergessen. Ihre Seele glich einem Instrumente, worauf die verschiedensten Melodien sich wechselweise verdrängen; alle Saiten waren zu solch gefährlicher Höhe gespannt, daß es nur einer leisen Schraubung bedurfte, dieselben durchzureißen.

Längst hatten die letzten Dämmerlichter des anbrechenden Tages sich unter dem Strahle der Sonne getheilt, als Julie, keineswegs gestärkt, von dem unruhig durchwühlten Lager sich erhob. Marianne trat mit dem Frühstück ein; sie berührte dasselbe nicht. Hastig ging sie von einer Beschäftigung zur andern über; sie musizierte, arbeitete, deklamirte, alles im vollsten Eifer. — Auf elf Uhr war die letzte Probe anberaumt. Das Feuer des vorgehenden Tages steigerte sich zur fieberhaften Exaltation, welche von dem Intendanten und den meisten Umstehenden laut beklatscht, von dem verständigen Künstler jedoch leise getadelt wurde. — Sie selbst schien die Mängel ihrer Darstellung zu fühlen, denn unbefriedigt verließ sie an der Hand des Intendanten die Bühne. Dieser geleitete sie unter tiefen Bücklingen zum Thore; seine Ungeschicklichkeit verwickelte ihr Kleid

an dem Fußtritte des Wagens; sie beugte sich herab, dasselbe zu lösen, in dem Augenblicke, wo ein halb offener Wagen auf entgegengesetzter Seite dicht an ihnen vorüberrollte. „Ah, die Neuverlobten!“ wisperte geheimnißvoll der gesprächige Mann des Hofes und berührte mit den Lippen die Hand der befreiten Schauspielerin. — Julie sprang in den Wagen. Mechanisch ihr Auge von dem Intendanten abwendend, gleitete es nach der anderen Seite hin über, und im Fluge erkannte sie die Livree de Grafen Ponturs. „Die Verlobten!“ murmelte sie leise. Der Intendant erwiderte mit einigen Bemerkungen über Sein und Nichtsein; — der Kutscher trieb die Pferde an, und nach wenig Augenblicken war jener verhängnißvolle Wagen ihren Blicken entschwunden; — sie wußte nicht, wer darinnen saß.

Marianne, die geschäftige Jose, hatte indeß sehr vergnüglich das Mittagessen bestellt, mit Valentin, dem Hausknechte, geliebäugelt und verschiedene Briefe in Empfang genommen. Sie betrachtete besonders einen derselben mit überaus neugierigem Blicke, bald die Adresse, bald das Siegel; — sie schien es kaum erwarten zu können, bis ihre Herrin von der Probe zurückkehrte. — Nun servirte Marianne und plauderte viel, alles mit bedeutungsvoller Miene; — Julie achtete nicht darauf.

„Ich habe Briefe, — sechs Briefe,“ bemerkte endlich nach wichtigen Vorbereitungen die Jose.

„Briefe? — von ihm?“ wiederholte, wie elektrisch berührt, das Mädchen.

„Von ihm? — vom Herrn Baron? — o nein! — aber“ — Marianne hielt boshaft inne.

„Von meinem Vater?“ —

„Daß ich nicht wüßte! — Drei kamen durch die Post. Hier sind sie. — Möglich, daß einer darunter von Ihrem Herrn Vater ist.“

Julie öffnete zitternd die dargereichten Briefe: „Engagements, Gastvorstellungen!“ murmelte sie trüb. „Ach ja, ich werde kommen, wohin ihr wollt, ihr gierigen Menschen, überall hin, für zehn Louisd'or den Abend in's Grab, in's Narrenhaus, überall hin!“ und in gesteigertem Aufregung fuhr sie, nach Marianne gewendet, fort: „blicke nicht so erstaunt mich an, Mädchen! — Ophelia sagt, die Gule sei eines Bäckers Tochter. — Ach Gott, wir wissen, was wir sind, nicht was wir werden können.“

Marianne legte die kühle Hand beruhigend auf die brennende Stirne ihrer Herrin, und zwei rosafarbene, süß duftende Billets ihr hinreichend, flüsterte sie geheimnißvoll: „Graf Eberdorf und Milord Glouham!“

Julie empfing die Briefe; keine Spur der Freude oder des Zornes zeigte sich dabei in ihren Zügen, doch ohne deren Inhalt zu kennen, zerriff sie dieselben in vier gleiche Stücke und sagte lakonisch: „dies meine Antwort.“

Mißbilligend schüttelte die Jose das Haupt, zog ein leeres, mit Bändchen der französischen Farben zusammengerolltes Blatt aus der Tasche, und dasselbe hochemporhaltend, meinte sie: „dies nach Orangenblüte und Rosenöl duftende Billet brachte ein Diener der Gräfin Ponturs —“

Mariannen's Rede blieb unvollendet; denn schon war Julie aufgesprungen, hatte das Billet in Händen, das Siegel zerrissen. —

„Um Gotteswillen, was thun Sie?“ rief die bestürzte Jose. „Der Brief ist nicht an uns; er gehört der französischen Dame hier nebenan. Ich hatte dem Josef gesagt, sie wohne hier, — eine saubere Geschichte das!“ —

Marianne sah auf ihre Herrin und hielt erschreckt in ihren Klagen inne. — Todtenblässe hatte deren Gesicht überzogen; krampfhaft pressten die Hände das geöffnete Blatt, und unbeweglich starrte der düstere Blick hinein. — Theilnehmend legte die Jose ihre Hand auf die bleiche Stirne des Mädchens und bebte erschreckt vor der darunter pochenden Blut zurück: „um Gotteswillen, was ist Ihnen?“ — schrie sie entsetzt.

Julie schauerte bei diejem Ausrufe zusammen, — das Blatt entsank ihren Händen, — ein helles, krampfhaftes Lachen zuckte um die weißen Lippen: „mein Kopf! — mein Kopf!“ — stößte sie schmerzlich und bedeckte das bleiche, erstarrte Gesicht mit den Händen. „O Gott! — o Gott! ich werde verrückt!“ rief sie im gellenden Tone der Verzweiflung und umklammerte die erschreckte Dienerin, welche sich loszuwinden versuchte. „Verlaß mich nicht! Du nicht!“ flehte das unglückliche Mädchen, „Du hast mich verführt, meinen alten Vater zu verlassen, — und jetzt, — o, es ist schrecklich! — jetzt“ — Sie hielt schauernd inne

und fuhr dann in weichen, gedehnten Tönen fort: „ich bin ja so jung noch, — ich sei auch schön, meinten die Leute; — ach, sie wissen es nicht! — denn jetzt, — auf einmal bin ich alt geworden, — und häßlich, — und — o nein! — noch nicht, — aber es wird kommen. — Hier kocht es und brennt es, und das Hirn kracht und geht aus seinen Fugen! — aber noch bin ich nicht verrückt, — noch weiß ich, daß dies mein Arm, mein Kopf und dies mein Auge ist — mein schönes Auge hat er gesagt — und sah mich an — und küßte mich, — und in der Brust da schlug mein Herz, das hab' ich ihm gegeben. — O, nicht wahr, dies weiß ich alles? — und heute Abend will ich Ophelia spielen, — die reizende Ophelia!“ — und sich plötzlich erhebend, die zitternden Hände spielend durch die Lüfte bewegend, sang sie in klagenden Tönen:

Bergschneeweiß sein Leichenkleid,
Reich an Blumenkränzen,
Die im Grab, dem sie geweiht,
Nicht von Thränen glänzen.

Die letzten Töne verhallten gleich einem zitternden Echo. — Marianne hatte trotz ihres gewohnten Leichtsinnes Thränen der Rührung im Auge. Sie benutzte den Augenblick, wo Julie sie losgelassen hatte, ein kleines Becken mit Wasser zu füllen, und legte kühlende Umschläge um das Haupt Juliens. Diese wirkten wohlthuend. Das krampfartige Zucken des Körpers ließ nach; sie lehnte sich etwas beruhigt in den Sessel zurück und starrte küster schweigend zu Boden. — Marianne wußte durch gewandtes Spiel der Füße jenes verhängnißvolle Blatt ihren Blicken zu enziehen; sie schob dasselbe zur Seite, jedoch mit dem geheimen Vorbehalte, im ersten ihr günstigen Augenblicke etwas von dessen Inhalt zu erfahren. Dieser Augenblick bot sich, und Marianne las:

Hochgeehrte Freundin!

Wir erlauben uns, den herzlichsten Glückwünschen zu Ihrer weitem Reise zugleich die Anzeige unserer heute früh zehn Uhr in Gegenwart

Er. Hoheit des Prinzen Karl vollzogenen Verlobung beizufügen.

In tiefster Verehrung und Liebe
Victorie La Manche, Gräfin Ponturß,
Baron Hugo v. Ufflar, Oberstlieutenant.

Nach Durchlesung dieser Zeilen schüttelte die Jose mit altklugem Lächeln das Köpfchen und murmelte zwischen den Zähnen: „das habe ich gleich gesagt, die Männer taugen alle nicht viel.“ Sie dachte dabei an den Hofintendanten, an den Grafen Ebersdorf und Milord Gloudham und sann vorsorglich darüber nach, wer von den dreien wohl der beste sei?

Der Abend kam. Marianne ordnete die nöthigen Kleidungsstücke ihrer Herrin. — Da sie aus deren Deklamation nur so viel von dem bevorstehenden Stücke entnommen hatte, daß Ophelia ein närrisches Mädchen sei, welche sich selbst das Leben nehme, so fügte sie zu den nöthigen Utensilien nach eigenem Gutdünken einen kleinen Dolch hinzu, der seines Verlenbesages wegen stets ihr besonderes Wohlgefallen erweckt hatte. — Auch anderes ebenso nutzloses Geschmeide wurde von der geschäftigen Dienerin herbeigebracht und zu dem übrigen gepackt.

Der Hofwagen rollte vor. „Es ist fünf Uhr,“ erklärte die Jose.

„Fünf Uhr!“ wiederholte Julie dumpf und löste mechanisch die nasse Binde vom Haupte. Dies schien ihr Schmerz zu verursachen; denn heftig preßte sie einige Minuten Mariannens Hand gegen ihre Stirne.

„Wie ist Ihnen, Fräulein?“ fragte besorgt die Kleine.

„Schlecht, sehr schlecht,“ entgegnete trüb das Mädchen. „Hier brennt es! — hier! — ach, ich glaube, daß ich sterben werde!“

Marianne versuchte zu trösten. — Schmerzlich zuckte es in Juliens Antlitz. „Und wenn ich gestorben bin,“ fuhr sie fort, „so tragt meine Leiche an seinem Fenster vorüber, — und sagt ihm — meinem Vater sagt, — aber mein Vater ist todt; —

nicht wahr, er ist todt? — Ihr verhehlt es mir? — aber ich weiß es dennoch. — Mein Vater war bei der Königin, — da kam der Prinz — und erstach meinen Vater, — hu! wie mich friert!”

Julie schauerte von neuem zusammen. — Marianne starrte sie an und erschrock vor dem wirren Ausdruck ihres Blickes; sie wollte nach Hilfe rufen, doch schon hatte Julie von dem Anfälle sich erholt und sagte lächelnd zur Jose: „was starrst Du mich an, Mädchen? — Sagte ich nicht, die Gule sei eines Bäckers Tochter? — Nicht meinen, Ophelia's Vater haben sie gemordet, den alten, geschwägigen Polonius! — Nun komm! vergiß die Kleider nicht! — Kleider machen Leute. Nun komm, Mädchen, komm! Mein Prinz, — mein süßer Prinz erwartet mich.“

Mit diesen Worten hatte sie die Thüre geöffnet; — kopfschüttelnd folgte Marianne. — Unten an der Treppe trat ihnen der Briefbote entgegen, einen schwarz versiegelten Brief in Händen. „Fräulein Julie Verbing, 30 Kreuzer!“ rief er vergnüglich. —

Marianne zahlte und wollte den Brief in Empfang nehmen, allein schon war Julie ihr zuvorgekommen und betrachtete aufmerksam das schwarze Siegel.

„Tod, nichts, als Tod!“ murmelte sie. „Die Menschen sterben hin wie die Mäuse, vergiftet, und keuchen die letzten Athemzüge. Auch ich ward vergiftet, — und Romeo, — und wir lagen zusammen dort in der Gruft, wo auch der todtte Bruder liegt. — Tod, nichts, als Tod!“ —

Der Briefbote blickte sie bei diesem halblauten Selbstgespräche erstaunt an.

Ängstlich bat Marianne: „o gebt mir den Brief! ich werde ihn aufbewahren, bis wir nach Hause zurückkehren.“ —

„Nein, den Brief gebe ich nicht,“ entgegnete das Mädchen, „Den nehme ich mit mir, und wenn Hamlet mir sagt, ich solle in ein Kloster gehen, und wenn er noch einmal im Schauspiel zu meinen Füßen gelegen hat, dann lese ich den Brief — und sterbe, — oder ich werde eine Nonne, was ja auch mit guter Art sterben heißt. — Nun komm! — es ist hohe Zeit.“

Julie stieg ein; Marianne folgte. „Verrücktes

Volk, diese Komödianten!“ murmelte der Briefbote, und rasch rollte der Wagen dem Theater zu.

Der Weg dahin führte oftmals durch dicht wogende Menschenmassen. Der künstlerische Ruf, die bezaubernde Schönheit Julie Verbing's wirkte elektrisch auf die Gemüther, — und schon seit dem verflossenen Tage waren alle Plätze bestellt. — Das Parterre und die obern Theile des Hauses waren bereits überfüllt, als die reich ausgestatteten Wagen vor der Eingangsthüre sich sammelten und der Hof in großer Toilette die erste Logenreihe füllte. — Eine Loge nur blieb unbezegt; — es waren die für Gräfin Ponturs reservirten Plätze. — Die Gräfin hatte häufig die Laune, nur einem Theil der Darstellung beizuwohnen, und man war gewohnt, sie zu jeder Stunde, oft erst im letzten Akte eintreten zu sehen. — Nun lüfteren sich die Vorhänge der Proszeniumslogen, und der Fürst mit seinen Söhnen, die Fürstin mit ihren Damen empfingen von dem Publikum die üblichen Zeichen der Ehrerbietung. — Gleich darauf ertönte die Theaterglocke; — allein trotz der gerundeten Darstellung der ersten Scenen wollte das flüsternde Surren in der dicht zusammengedrängten Masse nicht aufhören bis zu dem Augenblicke, wo Ophelia an der Hand Laertes die Scene betrat. — Jetzt war Todtenstille und mit vorgerückten Hälsen, mit zurückgehaltenen Athemzügen lauschte man dem Lebewohl des lieblichen Geschwisterpaars. — Laertes war ein hübscher junger Mann mit mehr als mittelmäßigen Talenten und für einen Anfänger nicht ohne Gewandtheit des Spieles. —

Ophelia, die reizende Ophelia, folgte — bleich, wie es schien, von mädchenhaften Besorgnissen erbebend. — Der dunkel glühende Blick, welcher beim Heraustrreten unflät über die Logenreihe hinflamnte, contrastirte auf wunderbar überraschende Weise mit dem fast träumerisch schüchternen Wesen. —

Der Fürst spendete seinen Beifall, und das gesammte Publikum folgte willig dem gegebenen Zeichen.

Ophelia dankte nicht. — Ruhig stand sie unter dem rauschenden Empfange, als ob derselbe ihr nicht gelte. Unflät nur schweifte das Auge umher, ein Spiegel der Seele, die fern von diesen Scenen in eigenen Träumen weilte. Die Worte schienen mechanisch den Lippen zu entschweden, doch klangen sie weich,

melodisch, im vollsten Tone des Gefühls; zuweilen jedoch hielt sie mitten in der Rede inne, als ob sie plötzlich auf deren Fortgang sich besänne; dann folgten oftmals Worte, welche nicht der Feder des britischen Meisters entlossen waren: — allein da sie stets im Einklange mit dem fortlaufenden Sinne standen, so wurden sie von dem größern Theile des Publikums nicht als unrichtig bemerkt, von den übrigen als erlaubte Künstlerfreiheit geduldet. — Selbst jene wenigen, welche mit dem Auge der scharfen Kritik beobachteten und nicht umhin konnten, innerlich jene Mängel der Darstellung zu rügen, mußten denselben so viel liebenswürdige Originalität zugestehen, daß sie dem mächtigen Zauber erlagen und hingerissen in den allgemeinen Beifall mit einstimmten. — So endeten die ersten Scenen, und die Pausen zwischen den ersten und zweiten, zweiten und dritten Akte wurden im gesammten Hause durch die lebhafteste, von Bewunderung umwebte Verschlingung der beiden Namen: „Ophelia und Julie, Julie und Ophelia“ ausgefüllt. — Im dritten Akte, hauptsächlich während der Unterredung mit Hamlet, wo er unter dem Schleier des Wahnsinns dem Mädchen rath, in ein Kloster zu gehen, fanden sich leider die Fehler der beiden vorangehenden Akte in gesteigertem Grade wieder. — Fieberhafte Aufregung machte oft Körper und Stimme erbeben, und merklicher wurden die von der Rolle abweichenden Redeweise. — Mißbilligend bemerkte dies ein Theil des gebildeten Publikums, der andre Theil, — staunte, bewunderte, — meinte, diese Künstlerin habe Verständniß ihrer Rolle, wie keine andere je zuvor; — sie allein wisse, vom ersten Auftreten an jene ängstliche Eigenthümlichkeit ihrem Wesen zu verleihen, woraus der spätere Wahnsinn sich psychologisch erklären lasse. —

Während des darauf folgenden Zwischenaktes drängten sich alle vermöge ihres hohen Ranges zu dieser Freiheit Privilegirten nach der Bühne hin. — Alle wollten das bezaubernde Mädchen sehen; allein sie war in der Garderobe, wie man sagte, mit Umkleiden beschäftigt; — und nur hinter der verschlossenen Thüre hörte man plötzlich einen gellenden Schrei; darauf folgte ein kurzes, frampshaftes Lachen, einige ächzende Töne, die in dem Worte Vater sich

lösten, — und alles war still. Bestürzt blickten sich die Umstehenden an.

„Was ist dies?“ riefen mehrere Stimmen.

„Es war das Lachen einer Wahnsinnigen. Sie studirt an der letzten Scene,“ erklärten andere, indeß die Glocke rief, und alle mehr oder minder von der erhaltenen Auslegung befriedigt nach ihren Plätzen zurückkehrten.

In höchster Spannung erwartete man die fünfte Scene, wo Ophelia, eine Wahnsinnige, zuerst in Begleitung Horatio's erdickenen werde. — Ophelia hatte so sehr jede Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, daß man sogar eines der wichtigsten Ereignisse des Abends, den Eintritt der Gräfin Ponturs und ihres Neuverlobten, darüber zu vergessen schien. — Aller Blicke waren nach der Bühne gerichtet. — Eine momentane, erwartungsvolle Pause, und Ophelia erschien. — Schauerndes Entsetzen, scheue Bewunderung erfaßte die Zuschauer. — Ophelia erschien, ein Bild des Wahnsinns, wie er nie mit entsetzlich treueren Farben im Leben sich gezeigt hatte. — Die Haare wallten nicht nach plastischen Regeln über die Schultern hernieder, sie waren zur Hälfte in krausen Flechten um das Haupt gewunden, zur Hälfte nur hingen sie lose über die entblühten Arme herab. — Die leichenfarbenen Züge schienen aus ihrer natürlichen Lage getreten zu sein und zuckten und bebten, wie von innern Qualen zerrissen. — Der Augen Licht flammte bald im wilden Feuer empor, bald schien es zu erlöschen, — ein getreuer Spiegel des zerstörten, todtkranken Gemüthes. — Ophelia suchte die Majestät von Dänemark, — und neigte das Haupt gegen die fürstliche Loge; — sie sprach ziemlich logische Worte, wie sie der Dichter vorgezeichnet hatte, aber in tiefem, geisterhaften Tone; — sie sang erschütternde Klagelaute — und lachte dabei — und weinte, — und in den Lidern hingen die Thränen, die wahren, hellen Thränen, weil sie den Vater in die kalte Erde legen mußten. — Ihr Auge flammte über die erste Logenreihe hin und blieb erstarrt an einem Plage haften; — dann lächelte sie, — ein zauberhaftes Lächeln der Wehmuth, — sagte, daß sie die dunkeln Blutstropfen vergessen habe, — und auch die Nadel, ihres Vaters Leichenhemd zu nähen, — wünschte den Damen, den süßen Damen gute Nacht, — so eine Nacht,

wie sie selbst nun keine mehr habe, — und verschwand. — Erschüttert standen die Schauspieler, — so hatte sie während der Proben nicht gespielt. — Mit ängstlich zurückgehaltenen Athembzügen starrte das Publikum der Entschwindenden nach; — keine Hand regte sich zum Beifallsgejauchze, — eine fürchterliche Abnung schien schweigend durch aller Seelen zu ziehen, und die Scheu des Gedankens das Wort zu hemmen. —

Der Tumult auf der Scene, welcher durch den Eintritt Laertes und seiner Mannen hervorgerufen ward, schreckte nur theilweise aus dieser allgemeinen Erstarrung auf, — und nicht ohne Grauen erwartete man Opheliens letztes Erscheinen. — Doktor Ohwiz, Leibarzt des Fürsten, welcher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Spiele gefolgt war, hatte seine Loge verlassen und sprach leise und eifrig mit dem Fürsten. — Auf einen Wink desselben entfernte er sich bedächtig und ging nach der Bühne. —

Ophelia erschien, phantastisch mit Blumen geschmückt, wie ihre Rolle es forderte; doch auffallenderweise trug sie einen kleinen, mit Perlen besetzten Dolch in der einen Hand, während sie mit der andern einen geöffneten Brief in Lüften schwenkte. — Sie sang den Tod ihres Vaters mit einer Stimme, welche die schmerzlichsten Saiten der Seele berührte, sie theilte Blumen aus, — Rosmarin, Fenchel und Agley, — und klagte, daß die Beilchen alle gewelkt seien bei ihres Vaters Tode, weil er ein gar schlechtes Ende genommen. Dabei wich sie gänzlich von der Rolle ab und erzählte in herzerreißenden Klagen, daß ihr alter schneeweißer Vater in der Nacht gestorben sei, nicht, wie man irrtümlich glaube, von Prinz Hamlet, sondern von dem eignen Kinde gemordet. — „Diese Schreckensthat ist gewesen vor tausend Jahren,“ sprach sie dumpf, „und ich, — ich bin die Mörderin!“ — Bei diesen Worten entfuhr ein gellender Schrei ihren Lippen, — und wieder starrte das Auge nach einer der ersten Logen. „Hüte dich, Bräutigam!“ rief sie klagend. „Du hast ein welches Liebchen, — und in der Brautnacht bringe ich den blutigen Dolch dir als Hochzeitsgabe. Gute Nacht, süß Bräutchen! — gute Nacht!“

Die allgemeine Erstarrung im Hause war gebrochen, — man blickte nach der bezeichneten Loge und sah die berühmte Gräfin und ihren Neuver-

lobten erblicken. — Der Fürst stand auf, der Hof folgte seinem Beispiele, — und Doktor Ohwiz stürzte hinter der Scene hervor. —


Die plötzliche Unruhe schien das Mädchen zu erschrecken; — wild preßte sie den Brief gegen ihre Brust, — der Dolch zuckte, und ehe man sich dessen verah, quoll ein dunkler Blutstrom über die Unglückliche herab. „Lebt alle wohl!“ stöhnte eine sterbende Stimme, — ein Schrei des Entsetzens erfüllte das Haus, — der Vorhang rollte nieder, — die Vorstellung war beendet

Folgenden Tages wallte ein großer Leichenzug dem Friedhof entgegen, langsam, schweigend. — Am frischen Grabe hielt der Zug an, — noch einmal ward der Sarg geöffnet, — und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beglänzten das Antlitz der todtten Künstlerin Julie Derbing.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von
Ernst Friese.

Die Brüder.

 In friedliches Bild rollt sich vor unsern Blicken auf. Zwei mäßig hohe waldbewachsene Berge bilden eine Schlucht, in welcher am rechtsgelegenen Hügel hinauf ein hübsches Dorf liegt. Die Häuser sind reinlich und gut erhalten. Blühende Bäume umkränzen die einzelnen Höfe — ein Bach sprudelt vom Berge hinab durchs Dorf und die Heerstraße durchschneidet, die friedlichen Gehöfte scharf trennend, dasselbe mit seiner staubigen Atmosphäre.

Die letzten Häuser rechts hinauf liegen nahe am Walde. Man tritt aus den Gartensporten unmittelbar unter die schönen Wölbungen tausendjähriger Buchen und Eichen.

Es war Frühling. Der Abend senkte sich allmählig nieder. Die Sonne lag nur noch auf den obern Baumgipfeln des Thales und auf den Kuppen der Berge. Vor dem hochgelegenen Hause der

Wittve Bagener saß ein junger Bursche, wie es schien, in unerfreulichen Grübeleien verrieth. Er sah nicht in die schöne Stur hinab; sein Blick hing verdunkelt am Boden, den er mit seiner Fußspitze auflockerte und wieder festtrat. Die Bank, worauf er ruhte, lief dicht unter den Fenstern der Wohnstube hin. Ein Fenster derselben war geöffnet, um einem blühenden Goldlackstocke die erfrischende und belebende Atmosphäre des werdenden Frühlings zu Gute kommen zu lassen.

Während der junge Menich — eine schlaffe, sehr hübsche, aber nicht sehr kräftige Erscheinung — noch immer trübelig saß und sann, schritt hinten aus dem Walde eben sehr hastig eine zweite Männergestalt gegen das Haus heran, und eine Frau kam eilends eilig mit einer Schürze voll Ziegensutter daher. Sie sah den Burschen sitzen. Ein Blick voll herzlicher Theilnahme nach ihm hin verrieth, daß ihr seine Stimmung nicht gleichgültig war, und die Hast, womit sie den Ziegen die duftigen Kräuter hinwarf, um sogleich wieder zu ihm zurückzukehren und an seiner Seite Platz zu nehmen, zeigte viel guten Willen ihm zu helfen.

„Was hast Du denn, Philipp?“ fragte sie mütterlich besorgt und doch lächelnd. „Könntest ja graue Haare kriegen vor der Zeit, wenn Du so rästelst.“ Philipp sah auf. Sein Blick drückte bittere Wehmuth aus. Wie hübsch sah die Mutter noch aus. Sie mußte früh geheirathet haben, um solch einen großen Menschen schon Sohn nennen zu können. Und doch hatte er noch einen älteren Bruder!

Die Mutter schlug rätselnd in Philipp's Gesicht, als er sie immerfort stillschweigend anschaute.

„Es ist auch danach um graue Haare zu kriegen,“ murmelte er dann vor sich hin. Die Frau blickte scharf auf. Als Philipp nichts weiter vorbrachte, lehnte sie sich vor und sah ihm schmeichelnd ins Gesicht.

„Bist ein rechter Querkopf,“ — sagte sie. „Erzähle doch 'mal Dein Leid.“

„Ist's denn wahr,“ brach da der Sohn heftig heraus, „ist's denn wahr, Mutter, was mir eben die Schmidtsfrau erzählte, daß Du mit dem Kerl, dem Blasemeier, einig geworden bist, daß Du ihn heirathen willst?“

Die Frau senkte etwas beschämt den Blick vor dem Sohne, dann faßte sie Muth und entgegnete mit einem Anfluge von Reckheit, der ihr sehr schlecht stand: „Ja, es wird wohl wahr sein!“

„Mutter! Mutter bedenke, was Du thust!“ rief Philipp. „Es wäre doch zu toll. — Diesen lieblichen Musikus, der allen Weibern nachläuft, der aller Laster voll ist — ein Spieler, ein Säufer, ein Faulenzenzler — den wolltest Du heirathen?“

„Seine Untugenden werden so schlimm nicht sein,“ stotterte die Frau verlegen.

„Und wenn auch nicht so schlimm,“ murrte Philipp. „Weshwegen nimmst er Dich denn?“ —

Die Frau warf sich mit einer gewissen ländlichen Koketterie in's Wesen, als wolle sie sagen: um meiner Schönheit wegen.

Der Sohn sah diese Geberde nicht und fuhr fort: „ihm ist's um eine bleibende Stätte zu thun; er will hier in's Haus hinein, um hier darauf lothwirthschaften zu können. Das Ende vom Liede wird sein, daß er uns alle hinauswirthschaftet. Es ist mir nicht um meinethwegen zu thun, — ich bin der Jüngste und hätte doch 'mal hinaus gemußt, um mich anderwärts zu placiren — es ist um Heinrich. Der arme Junge möcht' gern heirathen — er hat gedacht: Du werdest ihm das Gütchen übergeben.“ —

„Das werde ich wohl bleiben lassen, fuhr die Wittve jetzt sehr gereizt auf. Ihr habt gar kein Recht an mein Haus — es ist mein Eigenthum! Mein Vater hat es mir hinterlassen — Euer Vater hatte nicht einen Heller im Sacke, als ich ihn heirathete. So lange ich lebe, werde ich mich nicht klein setzen lassen! Sieh 'mal! Ich sollte wohl der schnippischen, altverständigen Johanne wegen meine bequeme Lage aufgeben? Daraus wird nun und nimmermehr etwas — Heinrich mag sich das nur dreist aus dem Sinne schlagen.“

„Was schimpfst Du denn auf Johanne, Mutter?“ fragte der Sohn vorwurfsvoll. „Sie ist in ihrem Leben noch nicht schnippisch gewesen! — Du könntest Dir keine bessere Schwiegertochter wünschen — sie würde Dich ehren und lieben!“

„Was da! Laß sie nur ihre Eltern ehren und lieben, so lange sie will — ich brauche ihre Liebe nicht. Die Dirne hat's Euch ordentlich angethan!“

Mich kriegt sie nicht! — O ja, schöne Worte und guten Willen haben alle Kinder, so lange sie das bißchen Geld und Gut nicht in Händen haben, aber nachher? — Ich sehe es ja an Frankens, an Wenig's und an Müllers, was man zu erwarten hat, wenn man Gnadenbrod ißt."

„Mutter vergleiche uns doch nicht mit Leuten, die ich von Grund meines Herzens verachte," unterbrach sie Philipp ruhig.

„Na genug — es wird nichts daraus!" rief heftiger werdend die Frau. „Gerade weil Heinrich so gewiß darauf gerechnet hat, das ich Platz machen würde, gerade deshalb, sagt Meier, sollte und müßte ich wieder heirathen."

„Immerhin thue es, wenn Du es nicht lassen kannst," warf Philipp erbittert ein, „nur nimm den Blafemeier nicht zum Mann."

„Gerade den nehme ich! Und ich bit' mir's aus, daß Ihr den Spottnamen laßt, er heißt Meier und wird Euer Stiefvater, so wahr ich jetzt Wagenet heiße. Damit Punktum."

„Mutter, es wird Dich gereuen," entgegnete Philipp in einem so seltsam prophetischen Tone, daß Frau Wagenet sich rasch zu ihm hinwendete.

„Was wird's?" fragte sie, frappirt von dem sichtlich trüb'sinn, der in Philipp's klaren, blauen Augen lag. Einen Augenblick gewann das Mutterherz die Oberhand, als aber Philipp hinzufügte: „ich möchte nur wissen, wie es dem Taugenichts gelungen ist, Dir's anzukhan — ja, wenn Du ein junges Mädchen wärst" —

Da schlug die Gesinnung sogleich wieder auf und sie sagte fast leichtfertig: „warum sollt' es mich gereuen? Ist nicht Meier ein bildhübscher Mann? Wird man mich nicht um ihn beneiden weit und breit?"

„Glaub's nicht, Mutter. Man wird Dich bedauern, weil man weiß, daß er Dein bißchen Hab und Gut bald verprassen wird."

„Das ist meine Sache!" sagte die Frau kurz und stand auf.

„Was soll denn daraus werden, wenn es so weit gekommen ist?"

„Ja freilich," spottete die Mutter, „daran muß ich denken, denn von meinen Söhnen kann ich dann

kein Stück Brod verlangen. „Aber eben," fügte sie sehr erbittert hinzu, „eben, weil ich weiß, daß ich es nun und nimmermehr gut haben werde, wenn ich mich in Eure Hände gebe, eben deswegen will ich wieder heirathen."

„Mutter versündige Dich nicht!" rief der Sohn drohend.

„Es ist wohl eine rechte Versündigung, wenn man sich der Undankbarkeit der eigenen Kinder verächt," erwiderte höhnißch die Mutter, es kommt wohl nie vor in dieser Welt, daß die Söhne der Mutter das Brod nicht mehr gönnen! — Ist Heinrich schon heim?" fragte sie sich zurückwendend, als sie bei diesen Worten Anstalt machte in den Ziegenstall zurückzugehen.

„Nein," entgegnete Philipp kurz.

„Nun, wenn der kommt, wird's wohl noch eine Litanei und Bußpredigt geben. Sag's ihm nur im voraus, daß ihm das alles nichts helfen werde."

Sie ging in den Stall und melkte ruhig, als sei nichts vorgefallen, ihre Ziegen. Aber sie irrte alle beide, als sie wähten: Heinrich sei noch nicht heim. Er war dagewesen vom Beginn des Gespräches bis zum Ende.

Wir sahen ihn ja aus dem Walde heraustreten und dem Hausgarten zugehen. Unbemerkt war er in's Haus getreten, hatte eifrig sprechen gehört, hatte richtig geahnt, wovon die Rede sei und war in der Wohnstube, hinter dem Goldackstrauche verborgen, Obrenzeuge des ganzen Dialoges geworden.

Zuckend in feuriger Röthe flog der Zorn und Ingrimm wie Flammen über sein Gesicht. Seine Lippen preßten sich convulsivisch zusammen, seine schönen Augen widerspiegelten den innern Aufruhr. Als seine Mutter die Worte sprach: „und eben deswegen heirathe ich ihn," da ballte sich seine Faust, sein braunes hübsches Gesicht wurde todtenhaft bleich — er faßte nach einem Gegenstande, der vor ihm auf dem Tische lag und eilte eben so geräuschlos, wie er gekommen war, wieder davon.

Wir folgen ihm nicht, sondern berichten nur, daß er nach kurzer Zeit anscheinend sehr ruhig,

wieder kam, sehr ruhig Abendbrod aß, sehr ruhig zu Bette ging und sehr ruhig wieder aufstand.

Seine Mutter, die von seinem leidenschaftlichen Wesen einen weit schlimmern Austritt, als den eben geschilderten, mit ihrem jüngsten Sohne gefürchtet hatte, war sehr froh über diese Stimmung und vermied alles, was sie hätte stören können. Er erwähnte mit keiner Sylbe der Heirath; Philipp vermied auch davon zu sprechen und ging sogleich nach dem Abendessen zu einem Freunde, der tiefer unten im Dorfe wohnte, während Heinrich mit den Worten: „grüße Hannchen, Philipp, wenn Du sie siehst — ich bin zu müde, um zu ihr hinabzugehen, und will mich zu Bett legen“ — in seine Kammer hinaufflieg.

Die Mutter blieb noch eine lange Weile draußen auf der Bank sitzen, augenscheinlich den Besuch ihres Freiers erwartend. Als er nicht erschien, ging sie um neun Uhr auch in's Bett, schlief aber nicht ein, sondern fragte später ihren Sohn Philipp: „hast Du denn Meiern heute Abend nicht gesehen?“ worauf dieser mürrisch antwortete: — „nein, es ist auch gut, daß er mit nicht über den Weg gelaufen ist, es wäre sein Schade gewesen!“ —

Der nächste Tag verging in der gewöhnlichen Geschäftigkeit des Landlebens zur Frühlingszeit. Meier kam auch an diesem Tage nicht und der Frau war es schon lieb, daß er wegblieb, weil sie sich eigentlich vor Streit mit ihrem Sohne Heinrich fürchtete. Sie hoffte auf eine zufällige Abwesenheit ihrer Söhne, um mit diesem Manne, dem sie wirklich mit ganz jugendlicher Glut zugethan war, alles fest zu machen, und sie tröstete sich bei aufsteigenden Skrupeln mit dem falschen Glauben: wenn die Sache erst nicht zu ändern sei, so würden sich die jungen Männer beruhigen.

Es verging noch ein Tag — Meier kam nicht! Noch einer und wieder einer — Meier blieb aus. Der Sonntag erschien. — Bei der Tanzmusik in der Schenke fehlte Meier, der Repräsentant aller lustigen und dummen Streiche. Das war öfter vorgekommen. Meier führte bisweilen Monate lang ein Bagabundenleben, verband sich mit fremden Musikanten und durchstreifte die Welt in allen Richtungen. Wenn er dann zurückkam,

so begrüßten ihn alle, selbst seine Widersacher mit Jubel, denn er erzählte die kostbarsten Abenteuer, die jemals erdacht und gedruckt sind, als etwas Erlebtes. Dazu traktirte er die Leute mit Bier und Schnaps, bis sein verdientes Geld wieder ausgegeben und er eben so nackt und bloß war, wie früher. Mann steht, Meier, der größte Klarinetist seines Dorfes, gab den größten Klarinetisten seiner Zeit nichts nach an Genialität und Originalität.

Frau Wagener tröstete sich mit dem Gedanken, daß der stattliche Freier schon wiederkommen werde, wenn es Zeit sei. Als jedoch der zweite Sonntag mit seinen sonnigen Strahlen über das frische Frühlingsgrün zog und der dritte mit seinem Abendläuten zur Küste ging, ohne den Freier an das Herz seiner Braut geführt zu haben, da entbrannte sie in liebtrem Zorn und sagte: „was denkt sich denn der Herumtreiber, der Landläufer! Wenn das am Grünen geschieht, wie wird das erst am Dürren werden*)! Ich nehme den Menschen nun nicht zum Manne! Ich will ihn nun nicht — er hat mich zum Gespött gemacht!“ —

Es ging der guten heirathslustigen Wittwe mit diesem heroischen Entschlusse wie dem Fuchse mit den Trauben, die er sauer nannte, als er sie nicht erreichen konnte. Der Entschluß war aber dennoch sehr löblich und es bleibt nur noch ungewiß, ob sie ihn auch ausgeführt haben würde, wenn es dem Musikus Meier eingefallen wäre, wieder zu erscheinen. Das geschah aber nicht, und es kehrte sich das Mutterherz ganz allmählig wieder den sonst geliebten Söhnen zu. Sie wurde im Innern willig ihnen zu Gefallen zu thun, was sie fordern würden, aber für jetzt schwieg Heinrich beharrlich über seine frühern Pläne und Wünsche und Philipp war zufrieden, daß er keine Veranlassung hatte, über die unangenehme Geschichte zu reden. Er war nur im Herzen froh, daß Meier wegblieb und wünschte ihm in fernen Landen das beste Glück, welches für solche Leute erblühen konnte.

*) Eine dort gebräuchliche Redensart. Ueberhaupt bittet der Verfasser, vorkommende befremdliche Ausdrücke, die gegen die edle Schriftsprache zu verstoßen scheinen, auf Rechnung des Idiom zu setzen, der bei Charakter- Schilderung unwillkürlich haften bleibt.

Hin und wieder fragte wohl Jemand im Dorfe nach dem lustigen Gumpene, aber da er keine näheren Anverwandte hatte, so erstreckte sich diese Forschung nur auf gelegentliche Fragen, die jedesmal in zweideutige Andeutungen übergingen und deutlich verriethen, daß mancher Ehemann und Bräutigam froh sein würde, wenn der hübsche leichtfertige Mann gar nicht wiederkäme. Man währte ihn in den Fesseln irgend einer auswärtigen Schönen und spottete insgeheim über die vereitelte Partie der heirathslustigen Wittve Wagener. —

Die Bäume blühten während der Zeit ab, die Früchte reiften — der Herbst raubte den Bluren schon wieder allen Reiz, da ließ der Gutsherr eine Partie schöner Buchen und Eichen im nächstgelegenen Walde zum Niederhauen bezeichnen.

Es war nicht weit vom Wege ab, aber dennoch eine etwas wüst verwachsene Waldecke, die durch das Wegnehmen der alten Stämme etwas gelichtet und gesäubert werden mußte.

Die Holzfäller sammelten sich dort — der Förster erschien, und die Arbeit sollte beginnen. Dicht verschlungenes Haselgesträuch deckte die Stämme der hohen und dicken Stämme, welche fallen sollten.

Man drang durch dies Unterholz — ein Arbeiter strauchelte über einen Gegenstand, der an der Erde lag — er fiel, schrie auf und sprang sogleich mit den Zeichen des größten Entsetzens wieder aus dem Gebüsch heraus. „Himmelmement,“ schrie er schauernd, „da liegt eine Leiche!“

Alles drängte sich herzu. Zuzugreifen wagte jedoch niemand, bis der Förster seine Autorität geltend machte und den menschlichen Körper, welcher nur ganz undeutlich in dem Chaos von Gras, Kraut und Buschwerk zu erkennen war, hervorzu ziehen befahl. Es geschah, und die Leiche wurde sichtbar. „Blasemeier!“ Mit diesem einstimmigen Ausruf stellte sich unverzüglich die Identität dieser Leiche und des Verschollenen fest.

Wenn auch das Gesicht nicht mehr anerkennbar war, so verrieth doch die ganze äußere Erscheinung, der eigenthümliche Anzug, das lange damals ungewöhnliche Bart- und Kopfhaar auf das deutlichste, daß Meier und kein anderer es sein konnte, der hier unter den grünen Bäumen den langen ewigen Schlaf schlief, während man ihn

unter Sauf und Brauf in der Welt umherziehen glaubte.

Von allen Seiten wurden nun Vermuthungen laut. — „Ah!“ meinte der eine der Arbeiter, „der ist betrunken hierher getaumelt“ —

„Wenn er sich nur nicht aufgehängt hat und mit der Zeit herunter gefallen ist,“ sagte ein anderer.

„Blasemeier soll sich selbst aufgehängt haben,“ — rief der dritte! „Das glaube ich nun und nimmermehr, er war viel zu lebenslustig!“

„Na,“ entschied endlich ein vierter höchst bedächtig, gestorben ist er hier, das sehen wir, laß uns die Sache 'mal näher besichtigen.“

Man zog die Leiche an eine lichte Stelle, wo die Herbstionne soeben ihre ersten Strahlen hinzusenden versuchte. Ein Stück Rindviehholz schleifte sich, am entseelten Körper festhängend, mit hinweg und wurde von einem Arbeiter endlich aufgegriffen.

„Es ist ein zerbrochener Stock mit einem Ziegenhorn oben,“ sagte er arglos, den Stock dem Förster hinreichend, welcher sehr ernst und aufmerksam den ganzen Vorgang zu beachten schien.

Als die Leiche endlich gehörig untersucht wurde, als ein Messer tief in der Brust festgebohrt, und die Kleidungsstücke in einem gewaltiam zerrissenen Zustande vorgefunden waren, da wurde es allen klar, daß hier ein verzweifelter Kampf stattgefunden hatte, dem der Musikus Meier endlich unterlegen sein mußte. Der zerbrochene Stock gewann nun eine Bedeutung. Der Förster befahl das fehlende Stück zu suchen und alles zusammen unter Bewachung unangerührt an der Stelle, wohin man den Körper geschleppt hatte, liegen zu lassen, bis der Justizamtmann kommen würde.

An Arbeiten war unter diesen Umständen nicht zu denken. Das Entsetzen über eine That, die in dieser Gegend zu den Seltenheiten gehörte, lähmte die Kräfte der Männer, und der Förster zog es vor, sie alle bis zum nächsten Tage zu dispensiren. Jetzt schritten sie eilig zum Dorfe hinab, um so bald wie möglich die unerhörte Neuigkeit weiterzubreiten. Es war einer jener Tage, an welchem die rächende Nemesis ihr Amt in allen Formen und in jeder Hinsicht zu verwalten scheint.

Frau Wagner hatte an jenem Morgen in Hinsicht auf ihre Heirathsprojekte mit Meier eine

bittere Kränkung erleiden müssen, wodurch sie aufs höchste gereizt und verletzt war. Sie that ihre häuslichen Arbeiten in dem mißmuthigen Schweigen des Grolles, der um so freßender einwirkt, weil er keinen Gegenstand findet, an dem er sich auslassen könnte. Sie hätte die ganze Welt zertrümmern mögen und ließ dennoch ihre Wuth nicht einmal an einem Topfe aus. Dazu war sie zu sparsam. Wie solche Stimmung bis zur Raserei steigen kann, wenn sie lange gehegt, genährt und verborgen wird, das weiß jeder, der länger als zwanzig Jahre auf der Welt gelebt hat.

Ihre Söhne frühstückten. Die Mutter ging ab und zu, aber sie konnte und wollte vor Aerger nichts essen.

Da stürzte dieselbe Nachbarin, welche sie unter dem Vorgeben von Gutmeinen von dem Geispötte über ihre Heirathslust in Kenntniß gesetzt hatte, in die Stube und schrie fast athemlos: „Nachbarin — er ist gefunden! O mein Jesus, mein Heiland! Blasemeier ist gefunden!“

„Was geht mich Blasemeier an,“ schrie in vollstem Aerger dagegen die Wittve. „Habe ich Dir nicht eben gesagt, Du solltest mich mit dem Kerl ungehorsam lassen? Ich will nichts hören von ihm — und wenn er mich nun zufällig bittet, so heirathe ich ihn nicht!“

„Nachbarin, da seid Ihr sicher — er ist ja todt,“ — entgegnete die Berichterstatterin, die Hände zusammenschlagend.

Frau Wagener stand starr wie Voth's Weib. Ihre Neigung zu dem Manne kehrte unter der Regarde des Mitleids blizschnell wieder. „Todt! Wo ist er denn gestorben?“ fragte sie ganz verwirrt.

„Ermordet ist er — Nachbarin! Ermordet, oben im Walde!“

Frau Wagener schreckte bestig zusammen. „Ermordet,“ stammelte sie mechanisch — ihr Blick schweifte irr umher, er traf ihre Söhne. Beide waren wie Leichen.

„Das seid Ihr beide gewesen!“ schrie sie gelend. „Barmherziger Gott! Ihr, Ihr seid seine Mörder — er war Euch ein Dorn im Auge — es war Euch ein Gräuel, daß ich ihn heirathen wollte — Ihr habt ihn fortgeschafft aus der

Welt — ja ja, an jenem Abend — ja, da kam er nicht, ach — Du Gott erbarme Dich über mich!“ Sie fiel wie leblos auf ihr Bett nieder, und die Nachbarin eilte natürlich, diese Neuigkeit weiter zu tragen.

Unglückselige Mutter! Mit ihrem Herzblute hätte sie diese anklagenden Worte zurückerkaufen mögen, als sie wieder im Besitze ihrer Vernunft war, aber es war zu spät zur Neue. Ihre Söhne kamen in Verdacht und bald lenkte sich dieser auf Philipp allein, als die provisorischen Gerichtsmaßregeln feststellten: daß Philipp mit seiner Mutter wegen Meier einen Zwist gehabt, daß er am Abend spät weggegangen und spät heimgekommen sei und daß sowohl das Messer, welches in dem Herzen des Ermordeten steckte, als auch der zerbrochene Stock ihm gehöre.

Philipp wurde verhaftet. Seine Haltung verrieth aber nicht das geringste Zeichen von Schuld. Er tröstete seine Mutter, welche sich im halben Wahnsinn vor der Thür hinwarf und mit tausend fürchterlichen Eiden ihre Verdächtigungen zurücknahm, mit so festen, vertrauensvollen Worten, erklärte sich unter so heiligen Berheuerungen an der so grausigen That für unschuldig, daß die Umstehenden alle von seiner Schuldlosigkeit überzeugt wurden.

Richter sind jedoch nicht so leichtgläubig wie das Volk! Sie fanden die dringendste Veranlassung, an Philipp's Schuld zu glauben. Wie käme denn sein Messer und sein Stock in eine Collision mit einem Ermordeten, wenn er nicht der Mörder gewesen wäre!

Man legte ihm das Messer vor. Es trug auf dem Griffe die Chiffre P. W.: also Philipp Wagener. Er erkannte es sogleich an, nahm es ruhig in die Hand, bog die Messer Klinge ein wenig zurück und sagte: „es ist ohne Zweifel mein Messer, sehen Sie — die Schale hatte hier einen Sprung bekommen, als ich es kürzlich zwischen die Schrankthür geklemmt hatte.“ Auf weiteres Befragen behauptete er: nicht zu wissen, wie das Messer aus seinem Besitze gekommen sei. Sein Blick ruhte klar und offen auf dem Richter, als er hinzusetzte: daß es ihm eines Tages gefehlt habe, als er habe früh-

flüchten wollen. „Ich weiß ganz genau,“ sagte er, „daß ich es am Nachmittage zuvor beim Vesperbrod benutzt hatte und daß ich es auf dem Tische liegen ließ, weil eine Frau aus dem Dorfe, die Ehefrau des Schmidts, zu uns kam, um meine Mutter zu sprechen. Diese erzählte mir — meine Mutter war nach Ziegenfutter gegangen — daß es im Dorfe lautbar werde: meine Mutter wolle wieder heirathen und zwar noch vor dem Sommer. Diese Nachricht alterirte mich, weil ich den Mustfuß Meier, den sie heirathen wollte, für einen leichtsinnigen Mann hielt. Ich ging hinaus und ließ mein Vesperbrod nebst dem Meißer unbeachtet liegen. Als ich es nachher durchaus nicht wiederfinden konnte, da glaubte ich, daß es von einem Bettler mitgenommen sei. Dieß glaube ich auch noch — es kann ja unter den Bettelleuten wohl so schlechte Menschen geben, daß sie einen Menschen ermorden,“ schloß er treuherzig.

Man lächelte zu seinem tröstlichen Glauben und fragte: wie er denn aber das Vorhandensein des zerbrochenen Stockes, der nach der Aussage einiger Dorfbewohner auch sein Eigenthum gewesen sei, erklären wolle.

Philipp sann lange nach. Er betrachtete den Stock, er prüfte das Ziegenhorn oberhalb und schüttelte mehrmals mit allen Zeichen höchster Verwunderung den Kopf. Endlich rief er: „daß weiß

ich bei Gott im Himmel nicht zu erklären. Ich möchte schwören: mein Stock stehe hinter dem Schranke am Ofen unserer Wohnstube, wo er immer im Sommer seinen Platz hat; aber ich muß bekennen: ja, dieß ist mein Stock! Es ist das Ziegenhorn, das ich selbst abgefeilt und abgedreht habe — es ist der Stock, den ich selbst geschnitten habe — die Zwinge hat unser Schmidt gemacht — ja, es ist mein Stock! Oder ich müßte annehmen: es gäbe in der Welt noch accurat so einen Stock.“

Man fand die Idee ganz hübsch, aber nicht zweckmäßig und hinreichend, um einen Verdacht zu entkräften, deshalb führte man Philipp in's Gefängniß, um ihm Zeit zu geben, besser über die Ausreden nachzudenken, die seine Unschuld bekräftigen konnten.

Die Untersuchung nahm nun den gewöhnlichen Gang nach dem alten Schlendrian von 1822. Die Verweise wurden gesammelt, und der Verdacht festzustellen versucht.

Natürlich wurden die Hausgenossen Philipp's auch vernommen. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Die Geiege verlangen es, daß die Aussagen der Angehörigen benutzt werden, um einen Verdacht bis zum Weile reif zu machen. Die Gerechtigkeit fordert diese unnatürliche Beweisstheorie.

(Fortsetzung folgt)

G e d i c h t e.

Das Schwert des Damocles.

Nach Véranger.

Ich schwelgt' bei'm Mahl — erschien es mir in
Träumen —

Da plötzlich drohte mir Damocles Stahl.

„Geh', setze Dich darunter ohne Säumen!“

Sprach der Tyrann. „Thu', was ich Dir befahl!“

Wohlan, so will ich folgsam mich erweisen,

Rief ich: doch fürcht' ich nicht den Tod bei'm Schmaus...

O Dionys, ich troge Deinem Giften,

Ich trink' und pfeife Deine Verse aus!

Schnell aufgetragen nach der Väter Sitte!

Ihr Mädchen schenkt vom ältesten, besten Wein!

Doch Du, der ungerührt bei fremder Bitte,
Seg' Deinem Pegasus die Sporen ein.
Reit' einmal vor in selbstgebahnten Gleisen!
Die Sorgen alle sing' aus Saal und Haus!...
O Dionys, ich troge Deinem Giften,
Ich trink' und pfeife Deine Verse aus!

Und wenn Dein Herz einmal voll Sangslust lodert,
Stürm' in die Saiten für das Vaterland:

Mit heil'germ Recht als Kronenschimmer lodert

Die Heimat edler Lieder Opferbrand.

Wenn ihre Kraft die Blüten säugt, entkreisen

Der Düfte süßeste dem bunten Strauß...

O Dionys, ich troge Deinem Giften,

Ich trink' und pfeife Deine Verse aus!

Des Nachruhms Gipfel wählst Du schon erstiegen,
Den edelsten der Geister Dich verwandt,

Weil ein Paar Kränze Deine Stirn umschmiegen,
Die Dir geflochten schneidet Schergen Hand.
Wie schnell wird nicht Dein stolzes Haupt verwallen,
Raubt Dir den Kranz der Zeiten Sturm und
Braus! . . .

O Dionys, ich troge Deinem Eifen.
Ich trink' und pfeife Deine Verse aus!

Da zürnte der Tyrann: „Tod und Verderben
Auf Dich, Du Spötter!“ — und der Faden riß,
Das Eifen dröhnt, ich höre noch im Sterben
Ihn rufen: „seht, so rächt sich Dionys!
Doch seh' statt Blut — laßt mein Geschick mich
preisen! —

Ich Rothwein nur, es fliehet der finstre Graus . . .

O Dionys, ich troge Deinem Eifen,
Ich trink' und pfeife Deine Verse aus!

Eduard Rauffer.

Ein Kuß.

Mich haben zwei rothe Lippen geküßt,
Zwei süße, rothe Lippen! —
Sie standen so hoch und fern, gleich wie
Eine Rose auf Felsenklippen.

Ich sah wohl manchmal verlangend hin
Nach der Rose, der schönen, fernem,
Doch sah ich nur hinauf zu ihr
Andächtig, wie zu den Sternen.

Nun fast' ich mir ein Herz einmal
Und dachte: „was hilft das Bangen,
Blück' Dir die Rose mit festem Muth
Und stille Dein Verlangen.“

Und frisch hinauf kletter ich den Fels
Auf mühevollen Wegen,
Und oben, sieh, da kam von selbst
Sie lächelnd mir entgegen;

Und bot mir ihre Lippen dar —
Und ich, ich durst' sie pflücken,
Durst' küssen sie und Herzen sie
Und sie an's Herz drücken.

Ein langer Kuß, ein sel'ger Kuß,
Mir wars: über blühenden Gründen
Flög' ich auf roßigen Wolken dahin,
Getragen von duftenden Winden.

Und flog und flog und schloß das Aug',
Im Herzen süße und bange,
Da blitzschnell schien der Flug vorbei
Und doch so unendlich lange.

Noch halb im Fluge hob ich mein Aug'
Und sieh, zwei glänzende Seen,
Zwei braune Augen voll tiefen Glanz
Sah ich vor mir erstehen.

Da fiel aus dem braunen Spiegelmeer
Ein Tropfen auf meine Lippen:
Eine Freudenthräne für mich, für mich,
Von der Rose auf Felsenklippen.

Seitdem scheint die Welt mir rosenroth
Und rosenduftend das Leben,
Und mir hat all' das süße Glück
Die süße Rose gegeben.

J. Groch.

Richard Wagners Lohengrin.

(Schluß.)

Man verstehe uns hier recht. Nicht als ob wir des geistvollen Kritikers Tadel nicht für ein Ergebnis seiner auf tiefen und umfassenden Studien beruhenden Uebersetzung hielten, wir meinen nur, daß der Humanitätsglaube, welcher Adolf Stahr in so schöner Weise eigen ist, auch hier die Basis seiner Opposition gegen den Schluß und weitergehend eigentlich gegen den ganzen Vorwurf des Lohengrin bildet, und waren eben darum für einige Zeit für diese Anschauung gewonnen. Recht betrachtet, enthält sie aber doch nur moderne, nicht

urprünglich menschliche Sinnwände, welche an dieser Stelle wenig oder gar keine Berechtigung haben. —

Die Musik zu Lohengrin läßt sich nicht schildern, so tief ergreifend und unvergesslich sie auch jedem sein muß, der noch überhaupt in der wahren Kunst Befriedigung zu finden vermag. Man fühlt bei ihr wie bei der Dichtung recht deutlich, wie wahr das ist, was an einer andern Stelle *) Wagners energischer, geistvoller Vorkämpfer Franz Brendel bemerkt: „daß nur einer, der sich glücklich aus der Verdorbenheit unserer Zustände und Empfindungen herausarbeitete, etwas derartiges

*) Neue Zeitschrift für Musik. Jahrgang 1852 im Februar.

schaffen konnte.“ Wie erhaben, wie groß steht Wagner mit seinem Werke gegenüber all dem Jammer unserer, der „modernen Pflanzzeit“, da — wie nichtswürdig erscheint seinem idealen reinen Streben gegenüber dies erbärmliche Haschen nach der Gunst des Publikums, dies ängstliche Ringen nach einer momentanen flüchtigen Anerkennung, welches alles Bessere, auch da, wo wirklich die Elemente dazu vorhanden sind, unterdrücken muß.

Lohengrin ist in der That schon insofern „Kunstwerk der Zukunft“, als wir in ihm das erste musikalische Drama zu erblicken haben, wahrlich ein Erstlingswerk, welches uns mit freudigem Stolze erfüllt und die höchsten Erwartungen für Wagners und seiner gewiß nicht lange mehr ausbleibenden Schule fernere Entwicklung regt macht.

„Wagner hat,“ um wieder auf Franz Brendel zurückzukommen „in sich den ganzen Entwicklungsprozeß unserer Zeit durchlebt in künstlerischen sowohl, wie in allgemeinen menschlichen Dingen; er hat die ganze Arbeit, die ein totaler Umbruch mit sich bringt, auf sich genommen und ist durch alle Zweifel und Reflexionen hindurch zum neuen sichern Ausgangspunkte vorgedrungen; er hat den Boden einer erneuten Naivetät im Schaffen betreten. Entsteht nach alledem die Frage: ob Wagners That die des Genius der Zeit ist, so bejahe ich diese Frage aus voller Ueberzeugung. Wir alle, die wir der Ansicht sind, daß die bisherige Kunst sich nicht mehr zu halten vermag, die wir uns mit Ekel und Widerwillen von dem Scheusal der gegenwärtigen Oper abwenden, haben das Bewußtsein, daß der Wagnerische Weg als der einzig richtige jetzt zu betre-

ten ist, wir haben die nächsten Bedingungen erkannt, welche zu dem Bessern, zu dem Neuen führen etc.“

Wir stimmen aus voller Seele bei. Richard Wagners Erscheinung ist — in Beziehung auf die Kunst, vielleicht die größte dieses Jahrhunderts, wenigstens der Hälfte, die bereits hinter unsern Blicken liegt. Und der Hälfte, die wir zum größten Theil noch vor uns haben, wird es Pflicht und Aufgabe sein, auf Richard Wagners Wege fortzuschreiten. Die Befreiung der Kunst zu allgemeiner menschlicher Wirkungsfähigkeit wird die Lösung für lange Zeit bleiben, für so lange Zeit, bis das Ziel erreicht ist. Nicht Grabbes gentile Lapidarschrift „das Ziel ist Tod; Heil ihm, der ewig streben könnte!“ wollen wir mit diesem Ziel zu nahe treten — denn selbstverständlich ist es, daß, so lange es eine Kunst überhaupt giebt, auch es Streben geben muß und in der feigen Ruhe auf dem Strungenen gerade die Kunst der Gegenwart zu jener innerlichen Verdorbenheit und Lügenhaftigkeit gedieh, welche ihren unzweifelhaften Untergang bescheidet. Wir bezeichnen als nächstes Ziel einfach den Tag, an welchem der letzte Schatten derer verschwindet, die heute gegen Wagner, gegen die Forderungen der Zeit in blindem oder raffinierten Conservatismus kämpfen.

Rebren wir aber aus diesen Zukunftssträumen zur Gegenwart zurück. Der „Lohengrin,“ welcher uns hoffentlich bald auf den Bühnen entgegentritt, wird, dies ist unsere unerschütterliche Ueberzeugung, noch mehr als die von uns hinreichend gewürdigten Versuche und Bestrebungen auf dem Gebiete des gesprochenen Dramas zur Begründung einer deutschen dramatischen Kunst, einer langersehnten Nationalbühne, beitragen.

Bücherschau.

Junge Blätter. Gedichte von H. Köpfer. Halle, Richard Mühlmann. 1853.

Mit gewissen ernstlichen oder wehmüthigen Stimmungen nehmen wir jedesmal ein Bändchen wie das vorliegende zur Hand. Es tritt so oft der Anfang einer künstlerischen Zukunft in gesammelten lyrischen Blättern vor uns, der es vielleicht nur an tüchtiger Anregung und Aufmunterung fehlt, daß wir uns leicht bewogen fühlen, hier sehr mild und sehr nachsichtig zu urtheilen. Auf der andern Seite aber ist das Ueberwuchern dieser „jungen Blätter“ gefahrbringend für den Baum der Poesie im allgemeinen.

Der Dichter der vorliegenden „jungen Blätter“ hat uns in dem Eingangsgedichte: „mein Bier“ den Maßstab, mit dem wir seine Produktionen messen sollen, freundlichst in die Hand gedrückt:

Noch kann mein junges Lied nicht gleichen
Dem Sturme, der vom Himmel braust,
Und jählins des Gebirges Giechen
Wie Gottes Athemzug durchsaust.

Doch sanft wie mit dem Ruß der Liebe
Die Mutter ihre Kleinen weckt,
Soll es erwecken höh're Triebe,
Wo es ein süßend Herz entdeckt.

Und wenn in meines Volkes Munde
Fortlebt nur eines Liedes Ton,

Willkommen dann, o Ledekunde,
Mir ward des Dichters schönster Lohn.

Hern wollen wir dem Dichter zugeben, daß manches seiner Lieder „höhere Triebe“ vielleicht in tiefer oder jener gefühlvollen Mädchenseele erwecken kann. Man vergebe uns den kleinen Spott! Es ist in der That in Herrn Köpfer ein gesunder poetischer Geist, und auch schon eine ganz beachtenswerthe Herrschaft über die Form, was beides sich in Gedichten wie „Vorwärts“, „Paßt es“, „Voreley“, „Kreuzzug“, „Arger Frost“, „Chriemhildens Rache“, „Laokoön“, und „Bygnation“ zur Genüge ausdrückt. Daneben aber hat Herr Köpfer noch kaum gelernt, seinen Weizen von der Spreu zu scheiden, fremde Müher reizen ihn noch nicht — zur lebenswerthen Nachahmung — sondern zur Nachahmung, wie denn die Gedichte „des Varien Büllensfahrt“ und „Sommernachtsstraum“ nach dem eifrigen Studium Freiligraths entstanden zu sein scheinen. Eine Anzahl werthloser und nichtsbedeutender Lieder hat der Dichter aufgenommen und dadurch den Werth seines Büchleins stark beeinträchtigt. Die Bruchstücke aus einem dramatischen Gedicht „Chriemhild“ haben insofern Werth, als sie die Beschäftigung mit gesunden und kräftigen Stoffen und Ideen bezeugen. Wir wollen dem jungen Dichter wünschen, daß er es verstehe, sein Talent in der rechten Weise auszubenten und Früchte tragen zu lassen. Keine Blätter mehr! Blüten duften wenigstens — Früchte nähren, aber Blätter? Wenn sie schön grün sind, ergötzen sie kaum.

König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere von Julius von Rodenberg. Warburg, Gwertische Buchhandlung, 1853.

Wir haben in einem Paar kleinen Notizen bereits unsere Meinung über Julius von Rodenberg ausgesprochen. Wir halten ihn für einen unserer bestabtesten Lyriker, und sein Erstlingswerk „Dornröschen“ hat wenigstens der Hoffnung Raum gelassen, daß sein Talent auch auf dem Felde der größern geschlossenen Dichtung Tüchtiges zu leisten im Stande sei.

Das vorliegende „Lied am Meere“ nun ist ein ganz beachtenswerther Versuch auf diesem Felde, vor allen Dingen festen Fuß zu gewinnen. Eigentlich sein Ziel erreicht hat der Dichter mit demselben allerdings nicht, die Lyrik ist denn doch noch zu sehr in ihnen vorherrschend. Daher ist auch ein lyrischer Theil des Büchleins, das Einleitungsge dicht „Marie vom Oberlande“ unserer Meinung nach das gelungenste in demselben. Es möge hier stehen:

Wie sind so schön auf Helgoland
Die Mädchen und die Weiber;
Der rothe Rock mit gelbem Band
Umfließt die schlanken Leiber.
Ja, Perlen sind's von klarem Schein
Im oden Dunenlande:
Die schönste Perle nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

Es grünt ein Bäumlein auf dem Falm
Ein Hauslein steht darunter,
Rings um die Thür wächst Busch und Halm,
Und rauscht allzeit so munter.
Aus Rosen schaut ein Fensterlein
Wehl nieder bis zum Strande —
Die schönste Rose nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

Zum grünen Wasser heißt ein Saal, —
Das ist ein fröhlich Klängen,
Wenn bei der Sonntagslichter Strahl
Die lustigen Schiffer sprängen.
Wie leuchten dann der Mädchen Reih'n
Im feilichen Gewande!
Die schönste Dirne nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

Vom flachen Strande stößt ein Rahn —
Der Wind, die Wellen toben,
Ein Fensterlein ist aufgethan,
Ein Lächlein weht von oben.
Ach Gott, es muß geschieden sein,
Ob wild die See auch brande —
Auf Wiedersehn, Herzliebste mein,
Marie vom Oberlande!

Das Lied ist neuerdings von Marschner componirt worden. Die Ausstattung des Ganzen ist eine freundlich elegante, als kleines Geschenk dürfte es völlig zweckentsprechend sein.

Feuilleton.

Poesie und Literatur.

Das Aufhören einer Zeitschrift. Die am ersten April begonnene „Deutsche Frauen-Zeitung“

hat nach dem Verlauf eines Vierteljahrs aufgehört zu erscheinen, aus Gründen, deren nähere Auseinandersetzung hier nicht am Plage sein dürfte.

Musik und Theater.

Spohrs Faust in München. In München ist Altmeister Spohrs Faust kürzlich mit großem Beifall zum erstenmale aufgeführt worden. Das verdienstvolle Werk hat immer noch nicht die bühnliche Verbreitung finden können, die ihm in Anbetracht seines Wertes und Schöpfers zukommt.

Das Theater in Carlsruhe. „Ohne Hast, aber ohne Raß“ schreibt Eduard Devrient auf dem Wege vorwärts, der hoffentlich das Carlsruher Theater unter seiner Leitung zur Musterbühne machen und vom gedeiblichsten Einflusse auf die Entwicklung dramatischen Lebens in Deutschland überhaupt sein wird. Wie wir lesen, ist unter andern jetzt Richard Wagners „Tannhäuser“ in Vorbereitung.

Die Waise von Lowood. In Hamburg macht ein nach einem Roman der Currer Bell bearbeitetes Spectakelstück der unermüdbaren Dramenfabrikantin Charlotte Birch-Pfeiffer unter obigem Titel viel Effekt. Das war bei dem kläglichen Zustande untrer „Publikumer“ vorauszu sehen. Eins nur hat uns Wunder genommen: wie die sonst so tüchtige, ehrenwerthe und feinschmeckende Redaktion der Jahreszeiten so alimpflich mit der Birch-Pfeifferschen Arbeit, in der es wieder sehr „graulich und gränlich“ zugeht, verfahren konnte. Wenn gegen die Verirrungen eines jungen Talents die höchst möglichen Rücksichten geübt werden, so ist das nicht nur löblich, sondern sogar Pflicht — gegen ein bewußtes, durchaus unkünstlerisches und stets fabrikmäßiges „Machen“, wie das der Frau Birch-Pfeiffer, kann immerhin mit aller Strenge und Schärfe aufgetreten werden.

Musikfest in Carlsruhe. Franz Liszt beabsichtigt im September in Carlsruhe ein großes und bedeutendes Musikfest abzuhalten, auf welchem natürlich und selbstverständlich Wagners Werke die erste Rolle spielen werden. Auch Hector Berlioz'sche Compositionen beabsichtigt er daselbst aufzuführen. Wir werden seiner Zeit ausführlich über dasselbe berichten.

Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.
(Am 8. Juli.)
(Stadttheater: Hamlet.)

Das Gastspiel Fräulein Luise Sibers vom Hoftheater zu Stuttgart war Veranlassung zu einer

Aufführung der großartigsten aller Tragödien, des Shakespeareschen „Hamlet.“ Im allgemeinen vermochte dieselbe allzuwenig zu befriedigen. Herr Rudolph als Hamlet hatte wie gewöhnlich seiner Rolle fleißiges und anerkennenswerthes Studium gewidmet, doch fehlte das höhere künstlerische Verständnis derselben. Natürliche Folge: daß mehrere und einige der wichtigsten Partien seiner Rolle gänzlich verfehlt waren. Herr Stürmer (Polonius) zog den Charakter des alten, schwaghaften, aber immerhin klugen Polonius allzusehr in das Narrenhafte; — die übrigen Darsteller ließen vieles zu wünschen übrig. Herr Weber (als Geist von Hamlets Vater), beobachtete ein ganz eigenthümliches Verfahren, über das Theater zu schreiben, er ging rückend, möchten wir sagen und nicht entscheiden, ob das geisterhaft sei. Freilich muß zugegeben werden, daß diese ganze Rolle eine höchst bedenkliche Aufgabe für den Schauspieler ist, weil „vom Erhabnen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt“ ist. In Fräulein Luise Siber (Ophelia) lernten wir eine geistvolle und strebende Künstlerin mit schönen Mitteln kennen, der nur in den nicht leidenschaftlichen Stellen etwas mehr Natürlichkeit anzuempfehlen sein dürfte. Ihre Auffassung des Wahnsinns der Ophelia verdiente alle Beachtung und Anerkennung. Wir werden mit Interesse Fräulein Sibers fernern Gastspiele folgen. Vielleicht bringt uns dasselbe Dingelstedts langersehntes Trauerspiel: „das Haus des Barnevelt.“

Vermischtes.

Eine deutsche Geschichte im Spanischen. Die Weltgeschichte des Professors Weber in Leipzig, die in drei Bänden im Verlag von Wilhelm Engelmann erschien, ist in's Spanische übertragen worden, ein Factum, das um so merkwürdiger ist, als dieselbe im Grunde dem Katholicismus wenig passend sein dürfte.

Nach Westen. „Westwärts geht der Lauf der Weltgeschichte.“ Ist es noch nicht soweit gekommen, daß, wie Platen in seiner Vision „Columbus“ sieht, Europa's letzte Helden sich nach Amerika's Gestaden wenden, so suchen doch deutsche Künstler, und vorzüglich Künstlerinnen, ein zeitweiliges untrügliches Asyl drüben. Lucile Grahn, die bekannte Sylphide, hat neuerdings den Entschluß gefaßt, diesem Beispiel zu folgen.

Redaction, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.
In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.